

Klemens-August Recker: „Wem wollt ihr glauben?“ – Bischof Berning im Dritten Reich. Paderborn: Schöningh 1998, 528 S.

Klemens-August Recker, den Bildungshistorikern bekannt durch seine 1989 erschienene Dissertation über das „Gymnasium Carolinum zwischen Partieller Kontinuität und Resistenz in der NS-Zeit“ (vgl. die Besprechung durch Prof. Dr. Keck in dieser Zeitschrift 58/1990, S. 112–113), legt nach eingehenden Studien ein umfangreiches Werk über den Osnabrücker Bischof Dr. Wilhelm Berning (1877–1955) vor. Der bereits mit 37 Jahren zum Bischof geweihte Emsländer leitete die große Diözese ab 1914 über 40 Jahre lang, wobei seine Tätigkeit im Dritten Reich Jahrzehnte umstritten blieb. Kritiker warfen ihm Nazi-freundliches Verhalten und seine Rolle als Preußischer Staatsrat von Görings Gnaden vor; sie machten ihn gewissermaßen zum „negativen Gegenbild seines Nachbarbischöfs Galen“.

Recker „zeichnet ein anderes, bemerkenswert differenziertes und in vielem neues Bild Bernings“. Dabei stützt er sich auf die jetzt vorliegende, vollständige Aktenpublikation der deutschen Bischöfe in der NS-Zeit und auf die Predigten Bernings. Er bezieht die kirchenamtlichen Traditionen des 19. Jahrhunderts in die Bewertung ein und analysiert Bernings Tätigkeiten als Verhandlungsführer des Episkopats bei der Reichsregierung in Berlin, die auch nach Meinung anderer Bischöfe wie Kardinal Bertrams, ja: sogar des Papstes (S. 420) dessen Verbleiben im Amt des Staatsrats auch nach 1936 – gewissermaßen als „observer“ – notwendig machten.

Nach Reckers Untersuchungen kann nicht bestritten werden, daß Bischof Berning 1933 dem neuen Staat und seinen Führern weit entgegenkam, aber auch nicht, daß er 1934 zunehmend kritischer wurde. Das bis heute von seinen Kritikern gezeichnete Negativbild kann nicht gehalten werden: Es fußte auf den ersten zustimmenden Erklärungen des Bischofs, die man dann nach Reckers Meinung „einfro“ und seine spätere Wandlung mit dem Etikette „Staatsrat bis 1945“ zudeckte. Recker weist nach, daß Berning die Übergriffe des Staates auf die Kirche zunehmend auch öffentlich abzuwehren versuchte. Die Wandlung vom Brückenbauer zwischen Kirche und Staat zu einem Kritiker sei zuerst in den Maipredigten im Osnabrücker Dom 1934 – S. 80ff. – spürbar; den Höhepunkt seiner öffentlichen Kritik stelle die Sylvesterpredigt 1941 dar, wo er die NS-Angriffe auf Christentum und Kirche anprangerte und die Einhaltung der Menschenrechte forderte, was ihm den Zorn Görings einbrachte (S. 299–305). Recker führt die Wandlung Bernings auf den Einfluß seiner Mitbischöfe, vor allem von Galens, in dem sog. Kevelaerer Bischofskonveniat (S. 84ff.) zurück, zu dem sich die Oberhirten der Kölner Kirchenprovinz häufig trafen. Dieses sei eine „Clearingstelle für seine Mitglieder, deren Motor Galen war“, und von „starkem Einfluß auf Berning“ – S. 419 – gewesen.

„Bernings Haltung zum NS-Regime könne am besten als ein Entwicklungsprozeß charakterisiert werden, der ihn von einer bedingten Zustimmung zu einer Gegnerschaft führte“ (S. 403). Dies versucht Recker auch nachzuweisen bei seiner Untersuchung von Bernings Tätigkeiten als Verhandlungsführer der deutschen Bischöfe gegenüber der Reichsregierung. Wer die „Zeittafel zum Wirken Bernings 1933–45“ im Anhang des Buches – S. 474–493 – durchsieht, ist erstaunt, wie oft der Osnabrücker Bischof zu derartigen Besprechungen in Berlin war, oftmals 5–7 Tage im Monat.

Neue Erkenntnisse ergeben sich auch für die Einschätzung der Stellung Bernings im Episkopat, die stärker als bisher angenommen war, und für seine Haltung zu den Exponenten in den Reihen der Bischöfe: von Galen und von Preysing auf der einen und Kardinal Bertram auf der anderen Seite.

Neue Erkenntnisse bringen auch die Kapitel über Bernings Einsatz für durch die Gestapo bedrängte und verfolgte Laien (S. 366–375) und Priester (S. 376–399). Bedrückend sind die Untersuchungen und Vergleiche über Hitlers und seiner Partei Antisemitismus und Bernings sowie anderer Bischöfe Antijudaismus (S. 307–353). Recker meint: „Es handelt sich um eine durch die Tradition der katholischen Kirche bestimmte Bewußtseinshaltung. Indem sie die Be-

deutung ihrer antijudaistischen Darlegungen vor dem Hintergrund des Antisemitismus der Zeit nicht ausreichend reflektierten, immunisierten sie die katholische Bevölkerung nicht in der Weise gegen die Propagierung judenfeindlicher Maßnahmen“, wie es notwendig gewesen wäre (S. 321).

Reckers Quellenkritik nimmt sich auch des Zitats an, das Kritiker noch heute gern als Beleg für Bernings Nähe zum NS-Staat heranziehen. Anlässlich eines Besuches des Bischofs im Lager Aschendorfermoor, der seelsorglichen Zwecken diene, soll Berning nach einer Meldung der Ems-Zeitung vom 26. Juni 1936 gesagt haben: „Lange lag das Emsland im Dornröschenschlaf, bis der Prinz kam und es weckte: dieser Prinz ist unser Führer Adolf Hitler.“ Recker bezweifelt, daß dieses Zitat echt ist, und bringt Belege dafür, daß die Zeitung, ein gleichgeschaltetes NS-Presseorgan, auch andere Ereignisse nicht zutreffend geschildert, sondern im Parteisinne gefärbt und gefälscht habe (S. 182–211).

„Enttäuschend“ nennt Recker aus heutiger Sicht „die Verarbeitung des NS-Staates und des Erlebens“ durch Bischof Berning nach dem Krieg. Durch das Schweigen habe er die Mißverständnisse und Falschdeutungen um seine Tätigkeit im Dritten Reich gefördert.

Im Anhang dieses wertvollen Buches finden sich ausgewählte Predigten und Ansprachen Bernings, der Denkschriftentwurf Graf von Preysings von 1941, Briefe der Lübecker Geistlichen von 1943, die sie vor ihrem Tode aus dem Gestapo-Gefängnis an Berning gerichtet haben. Sie runden das Bild ab, das Recker von Bischof Bernings Tätigkeit in der NS-Zeit entwirft. Sein Buch ist nicht nur für die Geschichte des Osnabrücker Bistums wichtig, ich denke, ohne eine Auseinandersetzung mit seinem Inhalt ist eine Bewertung der Arbeit des katholischen Episkopats in Deutschland zur Nazizeit zukünftig nicht mehr möglich.

Julius Seiters

Barockes Silber. Ausstellungskatalog, hrsg. vom Dom-Museum Hildesheim. Petersberg: Imhof, 1998, 160 S. (Kataloge des Dom-Museums Hildesheim; 1)

Am 14. Juli 1998 wurde unter dem Titel „Barockes Silber“ eine Ausstellung des Dom-Museums Hildesheim eröffnet. Das gleichnamige hier vorgestellte Buch dient als Katalog zur Ausstellung. Nach der erfolgreichen Ausstellung „Byzanz – Die Macht der Bilder“ (1. März bis 28. Juni 1998) ist dieses die zweite größere Ausstellung des Dom-Museums im Jahr 1998. Der Wunsch nach einem „glanzvollen“ Katalog zu einem solchen Thema ist gut zu verstehen.

Im Vorwort sprechen Ulrich Knapp als Herausgeber und kommissarischer Leiter sowie Michael Brandt als Direktor des Dom-Museums dann auch vom Barock als „letzter glanzvoller Epoche des Domes und der Hildesheimer Stifte und Pfarrkirchen“ vor der Französischen Revolution und Säkularisation. Auch wird eine Blüte Hildesheimer Goldschmiedekunst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts konstatiert.

Das knappe Vorwort nennt leider die Leihgeber nur ganz pauschal und gibt keine Information zu Anlaß und genauem Konzept der Ausstellung. Der Katalog ist gleichzeitig Band 1 einer neuen Reihe unter dem Titel „Kataloge des Dom-Museums Hildesheim“. Dies überrascht den Kenner der Publikationen des Dom-Museums, das unter dem früheren Namen Diözesanmuseum und dann Dom- und Diözesanmuseum seit 1988 zahlreiche Kataloge publiziert hat. Verwirrenderweise erschien erst 1996 das Buch zur Ausstellung „Der große Goldkelch Bischof Gerhards“ von Michael Wolfson als Band 1 einer Reihe „Der Hildesheimer Dom – Studien und Quellen“. Auch der Titel „Barockes Silber“ ohne weiteren Zusatz kann beim Leser des Buches falsche Hoffnungen wecken, da profanes Silber völlig fehlt. Hier hätte ein Hinweis auf sakrales Gerät leicht Abhilfe geschaffen.

Dem eigentlichen Katalog sind drei Textbeiträge vorangestellt. Der erste stammt von Alexander Dylong und behandelt das Hochstift Hildesheim im 17. und 18. Jahrhundert. Dylong